

## Wolf Biermann

## Vom Sinn eines schönen Scheiterns



Geboren 1936 in Hamburg. 1953 Übersiedlung in die DDR. 1955–57 Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Humboldt-Universität Berlin. 1957–58 Regieassistent am Berliner Ensemble. 1959–63 Studium der Philosophie und Mathematik an der Humboldt-Universität. Abschluß als „Diplom-Philosoph“. 1961–63 Gründer und Leiter des b.a.t. (Berliner Arbeiter- und Studententheaters). Ab 1961 Schriftsteller, Liedermacher, Übersetzer, Essayist. Ab 1965 Berufsverbot in der DDR. November 1976 Ausbürgerung aus der DDR. Seitdem in Hamburg. Wichtige Publikationen: *Die Drahtharfe. Mit Marx- und Engelszungen. Für meine Genossen. Deutschland – ein Wintermärchen. Berichte aus dem sozialistischen Lager. Preußischer Ikarus. Verdrehte Welt, das seh' ich gerne. Affenfels und Barrikade. Klartexte im Getümmel. Über das Geld und andere Herzensdinge. Der Sturz des Daedalus. Großer Gesang vom ausgerotteten jüdischen Volk. Alle Lieder. Alle Gedichte. Wie man Verse macht und Lieder – eine Poetik in acht Gesängen.* – Adresse: Hohenzollertring 9, 22763 Hamburg.

Ich lege also dem Wissenschaftskolleg hier meinen Arbeitsbericht vor, damit ich mit den anderen Schmetterlingen des Jahres 1997/98 (Goethe: „Erst auf der Nadel wirds interessant!“) in die obligate Sammlung kommen kann.

Der Vertrag knebelt mich so liebenswürdig harmlos, und ich will denn diese wirklich bescheidene Verpflichtung endlich und gern erfüllen und bitte beim Rektor um Nachsicht für meine laxen geistigen Zahlungsmoral – zahle aber Verzugszinsen, indem ich ein Sonett von John Donne anfüge, das nicht von schlechten Eltern ist.

Eigentlich hatte ich in diesem Berliner Jahr hauptsächlich das tun wollen, wozu mich schon Anfang der achtziger Jahre Manès Sperber drängte: Schreiben Sie Ihr Leben auf! Ich hatte dem Alten damals in der Rue Notre Dame des Champs entgegengestottert: Aber ich bin doch noch nicht alt genug... Er aber belehrte mich: „Unsinn, es ist höchste Zeit! Seine

Lebenserinnerungen muß man schreiben, solange man selbst noch was davon lernen kann!“

Dieses Jahr habe ich nun endlich am Wissenschaftskolleg damit angefangen. Ich fürchtete aber, mir damit eine Rute über den Hintern zu binden, die mir noch weh tun könnte. Mir graute auch vor einer fetten Zeitsente: Biermann schreibt seine Memoiren!

Immerhin las ich, auch um mit meinem Gedächtnis kritisch zu vergleichen, zum ersten Mal meine eigenen Tagebücher, die ich seit dem Jahre 1954 ununterbrochen führe. Diese über hundert Bücher haben sich in dem Maße, wie ich seit vielleicht 1960 in meinen Beruf geriet, mehr in eine Art *notebooks* verwandelt. So legte ich also im babylonischen Jahr am Berliner Wissenschaftskolleg das Fundament für einen Turmbau, der auch nicht in die Wolken wachsen wird.

Ich hatte aber, um mich bedeckt zu halten, für den Rektor Lepenies in mein Aufnahmeformular in die Rubrik Arbeitsprojekt so was hineingeschrieben wie: Arbeiten an der Übersetzung der Sonette von Shakespeare. Es ist wahr: Seit Jahren versuche ich mich an diesem Projekt. Ich brachte immerhin einen Sack voll dieser Sonette, die ich schon ans deutsche Land gezogen hatte, mit nach Berlin und wollte nun unter dem Schutzdach eines komfortablen Stipendiums auch mit meiner Shakespeareerei in Ruhe weitermachen.

Natürlich wagt kein Wissender sich aus Langeweile oder aus Übermut an solch ein Werk. Ich tue es, weil ich der zutiefst bescheidenen Meinung bin, ich könnte es besser machen als alle anderen vorher. Ein Dichter, ein Nachdichter, der heutzutage in Deutschland die 154 Sonette von William Shakespeare übersetzt, tut, das ist clear as mud, das Unoriginellste, was sich denken läßt. Es gibt ja hunderte Beispiele gedruckter Versionen, und in den Dichterschubladen liegen abertausend Versuche. Kaum ein ehrgeiziger Reimeschmied, der nicht irgendwann mal gewagt hätte, dieses alte englische Eisen zum Glühen zu bringen und dann in eine deutsche Form zu hämmern. Vom lyrischen Handwerk her gesehen, ist dies vielleicht das allerschwerste aller poetischen Kunst-Stücke. Es geht eigentlich gar nicht, es kann nicht gehn.

Die Gründe seien hier nur angedeutet: Erstens, weil der Elisabethaner so ein gewaltiger Dichter ist. Da aber eine Übersetzung mindestens besser sein muß als das Original, ist man bei diesem Shakespeare schon gescheitert, von Anfang an. Und zweitens: Die deutsche Sprache ist nun mal um ein Drittel länger als die englische. Die Form des Sonetts ist aber fest wie ein eiserner Kasten und soll es auch sein und bleiben. Grade in dieser Fesselung lockt ja der Triumph der entfesselten Freiheit. Und weil Shakespeare die gegebene Form obendrein vollstopft ohne einen einzigen Buchstaben, der als Füllsel beim Übersetzen weggelassen werden könnte, steht

jeder literarische Transportarbeiter beim Packen vor einer unlösbaren Aufgabe.

So habe ich denn in den ersten Berliner Monaten auch eine Handvoll der Sonette neu übersetzt und habe zugleich Material gesammelt für einen Essay, in dem bewiesen werden soll, daß das, was mir da wunderbar gelungen ist, eigentlich gar nicht gelingen kann – und deshalb eben: wunder-bar.

Aber ich ermüdete bei dieser Tortur. An vier Zeilen saß ich manchmal drei Tage lang wie eingepreßt in den Stock aus Reim und Rhythmus. Das gesellige Essen mit den Fellows schmeckt viel zu gut. Die Tischtennisplatte lockt zu einem Diskurs unter Intellektuellen, bei dem es endlich mal einen klaren Sieger gibt. Die Gespräche mit all diesen vertraut gewordenen Fremden verführen zum geistigen Schlendern.

Ich weiß ja: *cor ne edito* – friß nicht dein eigenes Herz! – Aber dann nagt doch der Selbstzweifel: Warum verplempere ich als kleiner Mensch „meine Zeit, die auf Erden mir gegeben war...“ mit Versen eines Gottes, der meiner nicht bedarf.

Dann begannen, auch das sei in einem Arbeitsbericht ordentlich erwähnt, arbeitsfeindliche Attacken von irgendwelchen Möchtegernmördern. Das ging so monatelang. Mich terrorisierten Telefonanrufe, Briefe und Faxe mit Drohungen. Beruhigend daran: es kam aus der Richtung meiner treuen alten Todfeinde in DDR-Zeiten.

Die Kriminalisten vom ZERV (auf Deutsch, ich glaube: Zentrale Erfassungsstelle für Wiedervereinigungs- und Regierungskriminalität) installierten in meinem Büro im WK eine Fangschaltung, auch eine Telefonabhöranlage. Es war wie ein ironisches Zitat aus DDR-Zeiten, wo meine Wohnung in der Chausseestraße bis ins Klo und in die Küche von den Abhörspezialisten des MfS verwandt worden war. Nun aber waren die Spezialisten der Staatsmacht immerhin schon auf meiner Seite. Insofern erlebten wir am Kolleg ein hübsches Beispiel für einen gesellschaftlichen Fortschritt in Deutschland – trotzallem.

Uns gelang es denn auch, etliche dieser Anrufe auf Tonband aufzunehmen. Die Fangschaltung funktionierte und fing dies und jenes Telefon ein, von dem aus die Morddrohungen an mich kamen. So wurde ich dann eine Zeitlang mit Polizeischutz in kugelsicheren Limousinen durch Berlin gekutscht. Man lächelt in solcher Situation und spielt womöglich auch sich selbst den Eisernen Gustav vor, man läßt die Kinder nichts und die Freunde nur wenig merken, aber in Wahrheit zittert das Herz doch.

Mich freute ein Wink des Rektors – er bat mich, für das Kolleg und seine gelegentlichen Gäste aus der Stadt einen großen Heine-Abend zu gestalten. Ich bereitete mich darauf lange genug vor und lieferte ein

Programm ab, das ich auch zukünftig in jedem normalen Theater darbieten könnte und werde das wohl auch bei Gelegenheit tun.

Dennoch wurde mir schwumrig bei dem Gedanken, daß ich ja im Sinne einer Entziehungskur mir für diese Zeit am Wissenschaftskolleg jegliche Konzerte verboten hatte. Immerhin das erste Mal seit über 20 Jahren gab ich meinem Affen nicht den gewohnten Zucker. Seit meinem Kölner Konzert 1976 hatte ich mich ja fast ohne Unterbrechung als Mietkünstler herumgetrieben. Nun fehlte mir mein Publikum. Ich kam mir vor wie ein Seiltänzer, dem seine Balancierstange aus der Hand gerutscht war. Also ließ ich mich einmal dann doch treiben vom Zufall: „Brecht 100 Jahre! An der Akademie der Künste im Hanseatenweg lieferte ich einen Konzertabend mit Liedern und Gedichten unter dem Titel: Brecht, deine Nachgeborenen“ – also ein Programm nicht nur mit Brechttexten. Das ideologisch verminten Terrain der *widervereinigten* Akademie lieferte mir eine ideale Arena für einen lebendigen Brecht, eine Gelegenheit auch für uns, seine streitbaren Nachgeborenen. Der Mitschnitt dieses Abends wird demnächst als Doppel-CD erscheinen.

Aber solche Lazzi sind nichts Handfestes, nichts Haltbares, sowas ist alles nur Gaukler-Schnickschnack auf der Bühne. Und so ging es mir wie wohl manchem Fellow: Gegen Ende des Jahres kommt der Schrecken darüber, daß man eigentlich gar nichts geschafft hat: Die Schande, versagt zu haben. Man schämt sich womöglich auch für ein vertanes Schmarotzerjahr. Solche diffusen Ängste verpaßten mir einen heilsamen Schock. Und so kippte ich über in eine ganz und gar nicht diffuse, sondern stringente Arbeitswut. Ich geriet gradezu glücklich in eine fast manische Dichterei und war endlich wieder bei mir selber. Ich verfaßte in den letzten 6 Wochen einen ganzen „Berliner Bilderbogen“ – also Lieder und Gedichte im Sinne einer heimatlosen Heimatdichtung.

Immerhin war ich nach so langer Zeit des deutsch-deutschen Exils zum ersten Mal wieder in der Stadt gelandet, in der ich ICH wurde. Da aber in meiner alten Ostberliner Wohnung in der Chausseestraße 131 seit der Wende ein unverwüstlicher MfS-Spitzel, ein fröhlicher Pressesprecher der PDS haust, und weil auch etliche Versuche, in Ostberlin wieder Fuß zu fassen mir mißlungen waren, dachte ich: Wenn ihr Lumpen mir meinen kleinen Teil von diesem Riesenkaff nicht zurückgebt, dann nehme ich mir eben die ganze Stadt.

Ich habe ja für diese Strategie der Inbesitznahme mit künstlerischen Waffen ein lehrreiches Beispiel: der französische Poète-Chanteur Aristide Bruant hat um die Jahrhundertwende sich die ganze Stadt Paris unter den Nagel gerissen. Jedesmal die Refrainzeile in seinen vielen Chansons bezeichnet nämlich einen Ort in der großen Stadt: Die Bastille, den Bois de Boulogne, die Schlachthöfe in La Villette, den Strich am Mont-

parnasse, in Belleville Menilmontant, die Rue Saint-Vincent. Vaudevilles über den Ludenkönig an der Glacière, Milieu-Moritäten über den Knast in Saint-Lazare, Kaschemmenlyrik über das Pennerasyl in La Chapelle oder das Lied über den Bois d'Vincennes, wo Napoleon den gekidnappten Bourbonen, den tapferen jungen Duc d'Enghien abschlachten ließ.

So habe ich nun ein entsprechend dickes Bündel neuer Lieder in der Wallotstraße zustandegebracht. Ein Lied über die Synagoge in der Oranienburger Straße, über das sowjetische Ehrenmal in Treptow, über die Potse beim Landwehrkanal, ein Gedicht über einen Jecken aus Moabit, einen Gesang über einen keinortigen Allort im Grunewald, einen Calypso über die Kids auf dem Käthe-Kollwitz-Platz im Prenzlberg, einen Song über eine verwaiste Soldaten-Mutter in Weißensee, und ein chansonartiges Lied über meinen alten Kiez Mitte Berlin. Auch Mielkes Folterknast in Hohenschönhausen habe ich eine Ballade gewidmet, über die legendäre Studentenkeiße „116“ auf der Friedrichstraße schrieb ich eine sentimentale Moritat. Und erwähnen will ich die Tittentirade bei Gelegenheit zweier Liebender am Ufer der Havel. Über Brecht und die Weigel im Hinterhof Chausseestraße 125 wird dem Kunden auch frische Poesie angeliefert.

Wenn ich zu all dem Neuen nun auch noch die uralten Lieder vom preußischen Ikarus auf der Weidendammer Brücke über der Spree nehme und das Lied über den Hugenottenfriedhof und dazu die zärtliche Klamotte über den jungen Biermann und seine schöne Dicke auf dem Mont Klamott, na dann habe ich auch meine Duftmarke an manchem Hundestein in Ost- und Westberlin gesetzt und kann seelenruhig mein Fischkopfleben in Hamburg-Altona genießen.

Ein Freund von Manès Sperber, der skeptische Philosoph Emile Cioran, schrieb die tröstliche Halbwahrheit: „Einzig das, was wir nicht zustande gebracht haben, was wir nicht zustande bringen konnten, ist für uns von Bedeutung, so daß von einem Leben nur das zurückbleibt, was es nicht gewesen ist.“ – Nun ja und mit Verlaub: für uns selbst „von Bedeutung“, das mag sogar schmerzhaft stimmen. Aber wir haben doch alle den Ehrgeiz, gelegentlich etwas zu schaffen, was auch für die andern von Bedeutung sein kann. Und nun merke ich, wie gut mir doch dieses Scheitern am Wissenschaftskolleg war, denn es prügelte mich in einen Furor poetischer Produktion.

Also lege ich meinem Arbeitsbericht ein Heft mit der neuesten Arbeitsfassung der neuen Texte bei und dazu ein Tonband mit den Musiken, die allerdings in dieser Version noch nicht aus-arrangiert und bestmöglich gesungen sind. Das dauert noch bis zum nächsten Herbst, wenn dieser Berliner Bilderbogen unter dem Titel „Paradies uff Erden“ als CD auf den Markt kommen soll. Bis dahin probiere ich immer einige der neuen Lieder

in Konzerten vor meinem Publikum aus. Aus den Gesichtern dieser Menschen flackert mir auch noch manche Inspiration.

Und was bewegt mein Gemüt zwischen all den Konzerten, die mich wieder wie einen Knallfrosch durch die Welt treiben? Ich rede mit meiner Frau Pamela in Altona am Elbestrand wehmütig von einigen Fellows aus Heidelberg und Japan und New York und Berkeley und Indien und Rußland, die wir nun nicht mehr so bequem treffen können.

Aber es gibt ja die Post, das Telefon, das Fax und die E-Mail. Die immer und immer noch ein letztes Mal verbesserten Fassungen der neuen Texte lassen sich ja schnell und billig transportieren zu den neugierig gemachten neuen Freunden. Und es gibt zur Not, in der wir nicht sind, ja auch das Fluchzeug.

Ohne dieses Jahr in Berlin wäre mir die Konfrontation mit manch vertrautem Freund und mit etlichen Hinterbliebenen der Nomenklatura in Ostberlin erspart geblieben. Und das bedeutet: mir wäre dieser bedeutende Stoff womöglich verloren gegangen. Nein, es war no wasted time. Wir erinnern uns an dieses Jahr in der Idylle des Kollegs, wie es in einem der neuen Lieder heißt:

Mit Wehmut und auch weißem Neid  
Genieß ich schwarze Nostalgie...

Ja, lieber Wolf Lepenies, lieber Peter Wapnewski, liebe Barbara Sanders, liebe Christine von Arnim, lieber Chef de Cuisine und liebe Frau Kiese-wetter – ich denke an Sie alle mit einer nicht hierarchisch geordneten Dankbarkeit und freue mich über das fruchtbare Jahr in diesem weltoffenen Haus mit all seinen Lebendigen.

John Donne

### Holy Sonnet XIV

Batter my heart, three person d'God; for, you  
As yet but knocke, breathe, shine, and seeke to mend;  
That I may rise, and stand, o'erthrow mee, and bend  
Your force, to breake, blowe, burn and make me new,

I, like an usurpt towne, to another due,  
Labour to admit you, but Oh, to no end,  
Reason your viceroy in mee, mee should defend,  
But is captiv'd, and proves weake or untrue,

Yet dearely I love you, and would be loved faine,  
 But am betroth'd unto your enemie:  
 Divorce mee, untie, or breake that knot againe,

Take mee to you, imprison mee, for I  
 Except you enthrall mee, never shall be free,  
 Nor ever chaste, except you ravish mee.

*Rohübersetzung in einer E-Mail von Hannes Stein aus Jerusalem*

Renne mit dem Rammbock an gegen mein Herz, du Gott-aus-drei-Personen; denn bis jetzt klopfst du nur sacht an, atmest, scheinst und suchst, mich zu bessern; damit ich mich erheben kann – und stehen –, wirf mich um; und sammle deine Kraft (lenke sie in die Bahn), um zu zerbrechen, zu blasen (stuermen), zu verbrennen und mich neu zu machen. – Wie eine belagerte Stadt, die einem anderen tributpflichtig ist, muehe ich mich („Labour“ auch: Wehen haben), dich einzulassen, aber ach! ohne Erfolg: die Vernunft, dein Vizekoenig in mir, sollte mich verteidigen, ist aber gefangen und erweist sich als schwach oder verraeterisch / untreu. – Doch von Herzen (sehr) hab ich dich lieb und moechte gern wiedergeliebt werden, bin aber Deinem Feind versprochen (mit ihm verlobt); (ehe)scheide mich von ihm, knuepfe diesen Knoten wieder auf, oder zerschlage ihn; nimm mich zu Dir, nimm mich gefangen, denn wenn Du mich nicht fesselst, werde ich nie frei sein – noch jemals keusch, es sei denn, Du vergewaltigst mich.

-----

sogar in dieser helterskelter prosa-uebersetzung schimmert durch, dass das ganz grosse poesie ist. monumental.

du verstehst: die sexuelle metaphor (ich bin die frau, nimm mich schon endlich), die militaerische metaphor (ich die stadt, die einem anderen gehoert, brich endlich meine toere auf) – sie ueberlagern einander so perfekt, dass sie schliesslich eins und dasselbe werden –

und dahinter darunter darueber: die naivste, schlichteste, gar nicht gekuenstelte herzensfroemmigkeit. die anruehendste zeile des gedichts ist auch die unpoetischste: „Yet dearely I love you and would be loved faine“ –

sie wirkt aber in ihrer schlichtheit nur durch die raffinierte umgebung. in diesem sonett, so kommt es mir vor, erreicht donne das niveau, die wucht der psalmen.

## Holy Sonnet XIV

Mit deinem Rammbock brich mein Herz, Gott mach mir Qual  
 Dreifacher Sanfter du! Klopf nicht nur sachte an,  
 Um mich zu bessern, aufzurichten. Nein! Geh ran!  
 Zerschmettre! Brenne! So erschaffe mich nochmal

Wie 'ne berannte Stadt in fremder Hand bin ich  
 Hingeben möchte ich mich dir – doch schaff ich's nicht  
 Dein Vize, die Vernunft verfinstert mich mit Licht  
 In mir ist sie befangen, kneift, läßt mich im Stich

Von Herzen lieb ich dich und bitt: Lieb du auch mich  
 Verkuppelt wurd ich an dein' Feind. Ich bin bereit  
 Entbinde mich, los! Lös den Knoten! So komm ich

Zu dir. Ja, unterwirf mich, wie nur du es kannst  
 Du mußt mich fesseln, anders werd ich nie befreit  
 Keusch werd ich erst, wenn du mich lustvoll übermannst

Auch wenn ich nie an irgendeinen Gott glaubte – diese Gewissensnot ist mir vertraut. Menschen meiner Art zitterten in der Stalinzeit um den Verlust des Glaubens an den Kommunismus. Die Vernunft in uns nährte den Zweifel an der Partei, die eben nicht immer Recht haben konnte. Wir zweifelten – erst zaghaft, dann radikaler – auch an Marx, der gewiß kein Marxist war und dessen Lebensmaxime ja lautet: An allem zweifeln! Insofern ist dieses 450 Jahre alte Sonett nicht raus aus unserer Welt, und so lohnt sich die Mühe des Transportarbeiters Biermann.

*John Donne* lebte in London (1572–1631, d. h. eine halbe Generation nach Shakespeare). Sohn eines Eisenhändlers. Er hat dieses Spottwort nicht in die Welt gesetzt, aber er war der wichtigste Vertreter der „Metaphysical Poets“ („Gehirnweber“, also: Gedichtedichter) und war zugleich der berühmteste anglikanische Oberhirte und Prediger seiner Zeit (an der St. Pauls Cathedral predigte er für König Karl I.). Als Poet wurde John Donne sogar von seinen Feinden bewundert.

In diesem Sonett kämpft ein aufgeklärter Mensch mit den Waffen der Vernunft gegen seinen Glaubensverlust, den er durch die Macht der Vernunft erleidet. Er will in seiner fast schon femininen Gewissensnot – wenn es anders nicht geht – wie eine Frau vergewaltigt werden von Gott, um seine Unschuld zu behalten: „Aus tiefster Not des Wissens schrei ich zu Dir!“ In diesen 14 Zeilen vibriert eine erotisch aufgeladene Frömmigkeit. Inbrün-



stiges Gebet als Brunst. Die Glaubenswächter der Inquisition würden schreien: blasphemische Pornographie! So könnte man es vielleicht sehn: dieses Sonett schildert die Situation eines geistlichen Ehebruchs. Der Christenmensch John Donne sieht sich hier als Frau, als eine Gott dem Herrn versprochene Ehefrau, die nun aber lesbisch fremd gegangen, verlobt, verkuppelt ist mit der neumodischen Renaissance-Göttin Vernunft. Und so bittet Frau John Donne allen Ernstes ihren eigentlichen Gatten um eine eheliche Vergewaltigung. Ich gebrauche hier – und gewiß nicht um des Reimes willen – das altmodische Wort „übermannen“, während ja in Hannes Steins Rohübersetzung brutaler steht: „vergewaltigen!“. Darum fügte ich zuerst das Wort „blutig“ hinzu, das offensichtlich besonders manchem weiblichen Leser, will sagen: der Leserin, unangenehm ins Gemüt geht, obwohl doch bei einer liebevollen Entjungferung auch Blut fließt, fließen soll! Aber das englische »ravishment« heißt ja manches auf deutsch: Entführung, Schändung, Raub, Vergewaltigung, aber halt auch Entzücken und sogar: Verzückung. Also nun im Sonett: „... wenn du mich lustvoll übermannst“.

Eine Freundin, mit der ich über diese Stelle ein bißchen herumstritt, sagte: So etwas würde eine Frau nie und nimmer sagen: vergewaltige mich! – Stimmt, sagte ich: an dieser Stelle wird schön deutlich, daß der Dichter Donne in der Pose als Gottes Gattin „in echt“ eben doch nur’n Mann war.

Daß Gott der Mann ist, daß dann also die Kirche (bei den Christen) oder Israel (bei den Juden) die Rolle der Frau hat, ist ja die gängige Interpretation für das Hohelied. Und die Stelle „So erschaffe mich nochmal“ erinnert an die Offenbarung Johannis, denn da wird die Stadt Jerusalem als noch einmal neu erschaffen geschildert und erscheint als himmlisch geschmückte Braut Gottes.

Nach seinem Tode erschien ein historisch angelegtes Buch von John Donne, in dem er den Selbstmord verteidigt. In unserem Jahrhundert tat dies ja auch der Philosoph Emile Cioran in Paris, den ich kannte und dem ich mein Lied MELANCHOLIE widmete, John Donnes Apologie des Selbstmordes gipfelt übrigens in der ketzerischen Vermutung, Christus habe Selbstmord begangen. Das ist ein Argwohn, der offenbar den alles Leben heiligenden Prediger Albert Schweitzer von der europäischen Kanzel weg ins afrikanische Lambarene trieb, in die Rolle des Arztes. Ja, der Nazarener brachte sich um, zumindest indirekt, damit „die Schrift sich erfüllet“. Gottes Sohn hatte sich ja in die Gewalt seiner Mörder begeben und keinen Versuch gemacht, sein Leben zu retten. („Soll ich den Kelch denn trinken, den mir mein Vater gegeben hat...“)

Diesen Kelch tranken millionen kommunistische Ketzer, marxistische Zweifler, humane Widersprecher in den Zeiten des rotgetünchten Totalitarismus. Deshalb geht es uns nahe, darum wohl erschüttert uns diese fremde Gewissensnot.